

# Du und ich

## Simple Solidarität.

Wir sind alle gleich an Freiheit und Würde. Warum das wichtig ist? Weil wir dieses Prinzip leider oft mit Füßen treten.

CLEMENS SEDMAK

**D**u sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, lehrt die jüdische Tradition. Niedergeschrieben im Buch Leviticus, dem dritten Buch Mose. Wir finden dieses Gebot auch im Christentum, etwa dem Matthäusevangelium.

Ist dieser Satz Ausdruck eines religiösen Fanatismus? Drücken diese Gebote extreme und unrealistische Positionen aus?

Nun, man kann diese Sätze auch so verstehen, dass sie auf eine fundamentale Gleichheit aller Menschen hinweisen. Das Leben meines Nächsten ist nicht weniger wert als mein eigenes Leben.

Diesen Gedanken gibt es auch in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948. Hier lesen wir im Artikel 1, dass alle Menschen „gleich an Würde und Rechten“ geboren werden. Was immer wir an sozialen Unterschieden und Verschiedenheit aufbauen – nichts kann diese fundamentale Gleichheit aushebeln. Das gilt für die Fernsten wie für die Nächsten.

Warum ist das wichtig?

Weil viele unserer sozialen Herausforderungen daher rühren, dass wir diesen Gedanken vergessen. Paul Farmer, der die Hilfsorganisation „Partners in Health“ gegründet hat, hat das auf den Punkt gebracht: „Die Idee, dass einige Leben weniger wichtig sind (als andere), ist die Wurzel all dessen, was in der Welt falsch läuft.“

Den Gedanken der fundamentalen Gleichheit anzuwenden ist ganz einfach.

Wirklich: ganz einfach.

Wenn wir ein Projekt oder ein Programm entwerfen und der Meinung sind, dass es gut genug ist für unsere Nächsten und uns selbst – dann ist es gut genug. Wenn nicht, dann ist es nicht gut genug.

Zum Beispiel, wenn wir eine Klinik eröffnen wollen. Ist diese Klinik gut genug, dass ich meine Mutter dorthin schicken würde, wenn sie krank ist? Wenn ja, ist sie gut genug. Wenn nicht, ist sie es nicht. Wenn wir eine Schule oder ein Bildungsprogramm entwerfen: Ist es gut genug, dass ich meine Kinder dort ausbilden lassen würde? Wenn ja, dann ist es gut genug. Wenn nicht, ist es nicht gut genug. Wenn wir Mindeststandards von Unterstützungsleistungen festlegen – sind sie gut genug, dass wir unsere Familien nach diesen Standards leben lassen wollen? Wenn ja, dann sind sie gut genug. Wenn nicht, sind sie es nicht.

Wenn wir gesetzliche Bestimmungen festschreiben, die besonders benachteiligten Menschen ein Leben in Würde ermöglichen sollen – führen sie zu Standards, die wir selbst als akzeptabel ansehen würden? Wenn ja, sind sie gut genug; wenn nein, dann nicht.

Das heißt nicht, dass allen Menschen alles gleichermaßen zusteht. Aber es heißt doch – angesichts der fundamentalen Gleichheit der Menschen –, dass niemand unter Mindeststandards, die gut genug für alle wären, fallen darf.

Das ist nicht selbstverständlich. Wie oft erleben wir, dass diejenigen, die über Macht verfügen und in privilegierten Positionen sitzen, mit zweierlei Maß messen. Der Satz „Wenn sie kein Brot haben, dann sollen sie doch Kuchen essen!“, immer wieder fälschlich Marie Antoinette zugeschrieben, drückt Distanz und Unverständnis aus. Wie können wir von denjenigen, die über einen hohen Lebensstandard verfügen, erwarten, dass sie sich in die Situation derjenigen hineinversetzen können, für die das Leben ein steter Kampf ist? Da kann es vorkommen, dass Mindeststandards festgesetzt werden, die für diejenigen, die sie festsetzen, selbst völlig unrealistisch wären.

Wie oft erleben wir, überall auf der Welt, dass öffentliche Schulen schlecht ausgestattet werden, während die Eliten Privatschulen aufbauen. Dass die Gesundheitsversorgung minder ist, während die Privilegierten besondere Versicherungen abschließen. Das

mag in Österreich nicht so tragisch sein, aber auch hier sind wir nicht frei von den Tendenzen, anderen Menschen etwas zuzumuten zu wollen, das wir uns selbst nie auferlegen würden.

Auch zwischen Erwachsenen und Kindern gilt die Idee der fundamentalen Gleichheit. Dieser Gedanke kann tiefer einsickern, wenn wir uns unserer Verwundbarkeit und unserer Abhängigkeit von anderen auf tiefere Weise bewusst sind.

Der syrische Künstler und Flüchtling Abdalla Al Omari hat im belgischen Exil einen Zyklus von Bildern entwickelt, in dem er mächtige Politiker – Cameron, Merkel, Obama, Putin, Trump – als Flüchtlinge darstellt. Mit zerrissenen Kleidern, angstvollem Gesichtsausdruck, wartend, in einer Schlange zur Brotausgabe. Es ist eine Auseinandersetzung mit der Verwundbarkeit, denn auch die Mächtigen sind verwundbare Menschen, die sich ihrer Verletzlichkeit bewusst werden, wenn die Panzer der Privilegien zerbrochen sind. Was bleibt von uns, wenn man Privilegien und Macht wegnimmt? Was bleibt von Kriegstreibern, wenn sie keine Armee mehr haben? Was bleibt von Hochbegabten, wenn sie demenzkrank sind?



**Solidarität ist die Entschlossenheit, sich dafür einzusetzen, dass niemand zurückgelassen wird. Das Wohl aller ist das Gemeinwohl.**



**Prof. Dr. Clemens Sedmak** ist Ethiker, Philosoph und Theologe. Der gebürtige Bad Ischler hielt Lehrstühle an der Universität Salzburg sowie am King's College in London. Seit 2018 ist Sedmak Professor für Sozialethik an der University of Notre Dame in den USA.

**W**ir alle sind verwundbar – wir sind sterblich, leben fragile soziale Existenzen, in denen sich unser Status jederzeit verändern kann. Wir können Unfälle haben, erkranken, Angehörige verlieren, zusehen müssen, wie im eigenen Land Krieg ausbricht. Wir können unsere Lebensrisiken nicht auf null reduzieren.

Diese Verwundbarkeit ist Teil der fundamentalen menschlichen Gleichheit.

Hier können wir uns fragen: Welche Gesetze und Regeln würde ich unterstützen, wenn ich nicht von der Sicherheit meiner Privilegien überzeugt bin, sondern in tiefer Anerkennung meiner eigenen Verwundbarkeit darum weiß, dass sich mein Status jederzeit verändern kann?

Wir alle sind auch abhängig von anderen – selbst sogenannte Selfmadepersonen sind angewiesen auf eine Fülle von Leistungen, die der Staat zur Verfügung stellt. Ohne Eigentumsrechte und Grundbücher keine Grundstückssicherheit; ohne öffentlich organisierte Sicherheit kein ruhiger Schlaf. Ohne öffentlich geregelte Flugsicherheit keine Privatflugzeuge (und ohne Privatflugzeuge eine bessere Umwelt für alle, aber das ist eine andere Geschichte).

Wir alle sind abhängig von anderen, dem Gemeinwesen. Auch dieses Angewiesensein auf andere ist Teil der fundamentalen menschlichen Gleichheit. Warum ist diese fundamentale menschliche Gleichheit so wichtig? Weil sie in der Praxis mit Füßen getreten wird. Was bedeutet es, dass das Leben eines syrischen Asylwerbers nicht weniger wert ist als das Leben einer österrei-

chischen Beamtin? Was bedeutet es, dass das Leben eines Politikers nicht weniger wert ist als das Leben einer Klimaaktivistin?

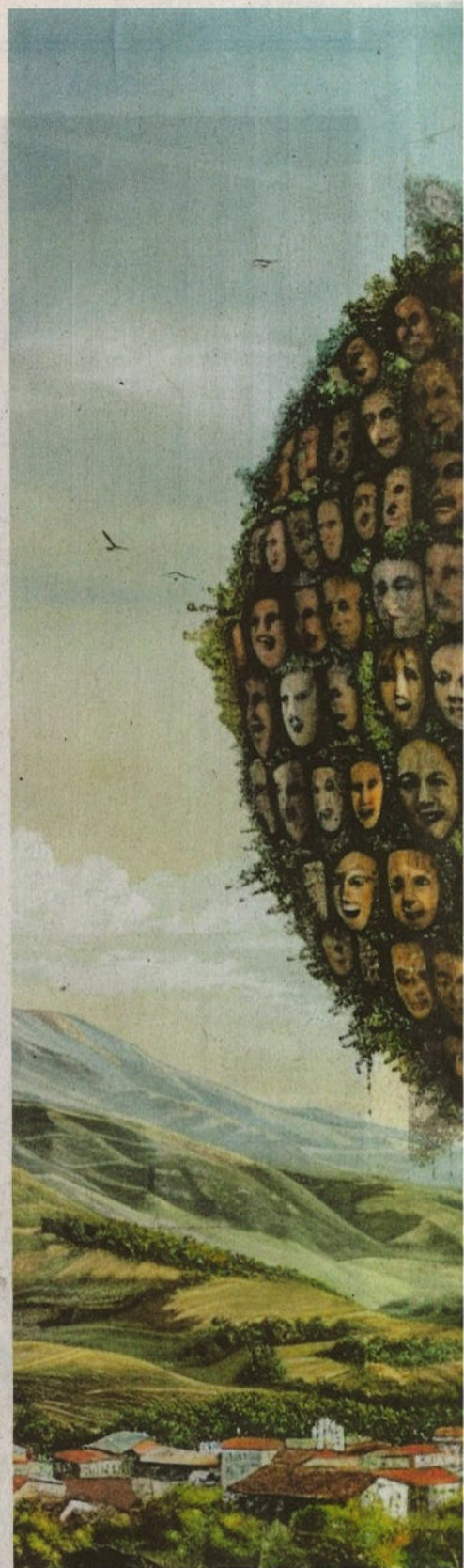
Noch einmal: Der Gedanke der fundamentalen Gleichheit bedeutet nicht, dass allen alles gleichermaßen zusteht; aber der Gedanke verpflichtet doch auf ein Minimum. Man kann Menschen nicht im Mittelmeer ertrinken lassen. Man kann Asylwerbende nicht behandeln, als wären sie keine Menschen. Man kann Menschen eine notwendige medizinische Behandlung nicht vorenthalten. Man kann Kinder an einer Grenze nicht von ihren Eltern trennen.

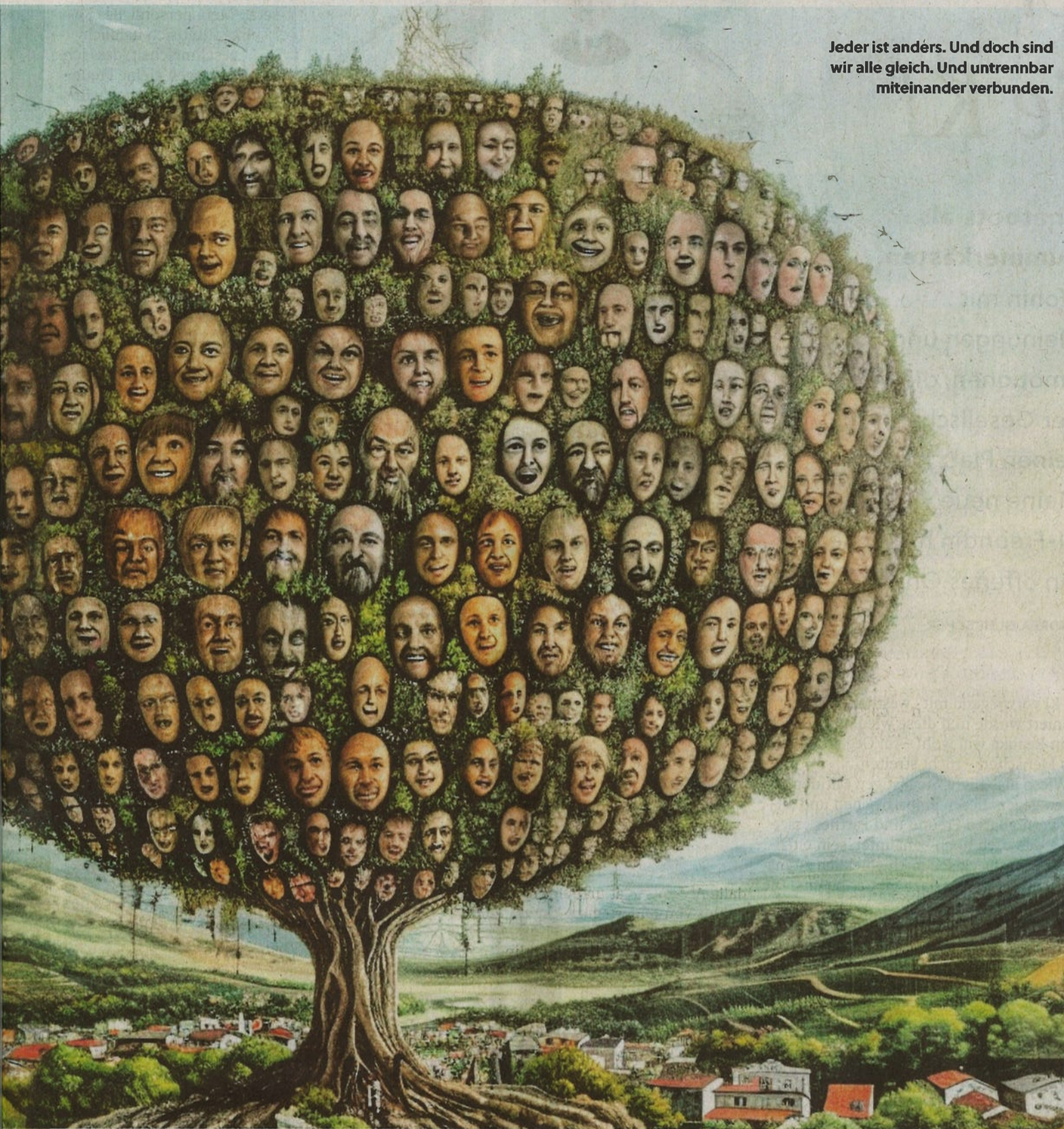
Reden wir hier von Solidarität? Wohl noch nicht. Angesichts des Gedankens der fundamentalen Gleichheit aller Menschen sprechen wir hier vielleicht von schlichtem und einfachem Anstand. Es sollte selbstverständlich sein, dass Menschen nicht einem grausamen Schicksal überlassen werden. Solidarität ist hingegen eine Kategorie, die noch mehr verlangt.

Wenn man Solidarität als feste Selbstverpflichtung versteht, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, dann ist Solidarität die Entschlossenheit, sich dafür einzusetzen, dass niemand zurückgelassen wird. Das Wohl aller ist das Gemeinwohl.

Der Einsatz für das Gemeinwohl muss bewusst geschehen. Denn uns muss allen klar sein: Der Respekt vor der fundamentalen Gleichheit aller Menschen ist großen Gegenströmungen ausgesetzt.

Einer der bissigsten Begriffe in der Armutsforschung ist der Begriff des „Matthäusprinzips“. Er drückt aus, dass Gleichheit





Jeder ist anders. Und doch sind wir alle gleich. Und untrennbar miteinander verbunden.

”

Wir können uns nicht zu viele Menschen leisten, die ohne Sinn für das Gemeinwohl das Maximum für sich herausholen wollen.

BILDER: SN/MIDJOURNEY (KI)-RESCH, MARCO RIEBLER

ein bedrohtes Gut ist. Das Prinzip besagt: „Wer hat, dem wird gegeben.“

Übersetzt: Wer finanziell sicher aufgewachsen ist, hat eher Selbstbewusstsein entwickelt, was es ihr oder ihm wiederum ermöglicht, Prüfungen zu bestehen oder soziale Kontakte zu knüpfen, die zu hochrangigen Praktika führen, was dann für die Karriere günstig ist, und so weiter. Umgekehrt gilt die Dynamik nach unten.

Die Realität des Matthäusprinzips lässt uns also vorsichtiger werden mit der Kategorie der Verdienstlichkeit. In der Regel hängt die Leistungsfähigkeit von Menschen von Faktoren ab, die den Menschen „geschenkt“ sind. Solidarität ist hier die Erinnerung daran, dass diejenigen, die mehr haben und können, eine Verantwortung für diejenigen haben, die es schwerer haben – auch im Sinne des Gedankens, dass zu große soziale Differenzen für alle ein Nachteil sind.

Große soziale Differenzen können dazu führen, dass mehr und mehr Menschen verzweifeln – und, wie schon Baltasar Gracián, bedeutender Denker der klassischen spanischen Literatur, erkannte: Verzweifelte sind zu allem fähig.

Zu große soziale Differenzen führen, salopp gesagt, dazu, dass die einen hinter den Gittern eines Gefängnisses, die anderen hinter den Gittern einer „gated community“ leben. Und immer weniger dazwischen. Das kann man vernünftigerweise nicht wollen. Weder in Österreich sonst auf der Welt.

Solidarität, die zu Gemeinwohl und einer

Anerkennung der fundamentalen Gleichheit führt, die niemanden ins Nichts fallen lässt, ist im Interesse aller. Gehen wir noch einen Schritt weiter: In der Regel wird Solidarität verstanden als die Bereitschaft der Privilegierten, gewisse Abstriche zugunsten der weniger Privilegierten zu machen.

Das ist auch richtig so – bei solidarischer Krankenversicherung oder auch solidarischen Steuersystemen, die progressiv gestaltet und nach einem „Ability to pay“-Prinzip organisiert sind. Wer mehr hat, soll mehr geben.

Dieses Verständnis von Solidarität ist wichtig und richtig, aber nur die eine Seite. Erinnern wir uns: Solidarität ist feste Selbstverpflichtung, sich für das Gemeinwohl einzusetzen. Das gilt: für alle. Das gilt auch für diejenigen, die benachteiligt und weniger privilegiert sind. Es ist nicht gut für ein Gemeinwesen, wenn zu viele Mitglieder einer

”

In der Regel hängt die Leistungsfähigkeit von Menschen von Faktoren ab, die den Menschen „geschenkt“ sind.

Gemeinschaft keinerlei Identifikation mit dem Gemeinwesen aufweisen und nur das Maximum für sich herausholen wollen.

Das können Menschen sein, die ohne Sinn für Gemeinverantwortung Sozialleistungen abschöpfen; es können Vermögende sein, die Millionenpleiten verursachen, die zahllose Arbeitsplätze vernichten, was durch die öffentliche Hand aufgefangen werden muss. In beiden Fällen zeigt sich ein gemeinwohlschädigender Mangel an Solidarität. Was herauskommt, ist dann auch die Überschuldung eines Landes – die wiederum die Lebenschancen künftiger Generationen reduziert.

Österreich lebt – wie jedes andere Land – davon, dass Menschen bereit sind, sich für das Ganze und das Land einzusetzen. Wir können uns nicht zu viele Menschen leisten, die ohne Sinn für das Gemeinwohl das Maximum für sich herausholen wollen. Diese Menschen können in Österreich geboren sein oder außerhalb des Staatsgebiets. Diese Menschen können Deutsch als Muttersprache haben oder mit einer anderen Sprache aufgewachsen sein. Diese Menschen können christlich oder muslimisch sein oder keiner Religion angehören.

Das Gewicht einer Liebe zum Ganzen gilt für alle, denn das Gemeinwohl, auf das sich Solidarität bezieht, ist für alle von Bedeutung. Und bekommt erst Bedeutung, wenn es entsprechend von vielen getragen wird. Halten wir fest: Menschen sind fundamental gleich: Aus dieser Gleichwürdigkeit ergibt sich auch Solidarität als feste Selbstverpflichtung, sich für das Gemeinwohl einzu-

setzen – und nicht immer nur auf den eigenen größtmöglichen Vorteil zu blicken.

Was bleibt, was hält?

Gleichheit und Respekt.

Die Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann hat in ihren Wiener Vorlesungen die Frage thematisiert, wie es uns gelingen kann, über Grenzen hinweg gut zusammenzuleben. Sie zitiert den englischen Kulturhistoriker Keith Thomas, der die These entfaltet hat, dass es die Entwicklung eines höflichen Kommunikationsstils war, der tiefgehende und latent gefährliche Unterschiede in der Gesellschaft überbrücken ließ, die Entwicklung eines Kommunikationsstils, frei von Niedertracht, Gewalt und Erniedrigung. Assmann weist auf die Bedeutung von Regeln hin, wie sie etwa im Straßenverkehr, im Sport oder auch bei einem Konzert zur Anwendung kommen.

Zwei Grundideen sind hier ausschlaggebend: Respekt und Gleichheit.

Menschen respektieren einander, Menschen respektieren gleichermaßen die Regeln. Respekt aber braucht Höflichkeit. Höflichkeit ist, wie Harald Weinrich einmal aufgezeigt hat, notwendig für Demokratie. Und Demokratie funktioniert nur, wenn wir die Anerkennung der Gleichheit einüben – etwa in guter Nachbarschaft.

Nancy Rosenblum hat das in einem schönen Buch beschrieben: Demokratie lebt von der Kunst, guter Nachbar, gute Nachbarin zu sein, die eigene „Wurschtigkeit“ zu überwinden. Oder, anders gesagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“